

Herausforderung Elternschaft

The Challenge of Parenting

Brigitte Sindelar¹¹Sigmund Freud PrivatUniversität Wien

Kurzzusammenfassung

Der Schlüssel zur Entwicklung der menschlichen Gemeinschaft „sub specie aeternitatis“ liegt nach Adler in der Förderung des Gemeinschaftsgefühls, zu dem der Mensch als soziales Wesen fähig ist, das aber zu seiner Entwicklung des förderlichen Einflusses der Umwelt bedarf. Elternschaft steckt den Rahmen der Potentialentfaltung des Kindes ab und steht so nicht nur für die Zukunft des einzelnen Kindes in der Verantwortung, sondern verfügt über die nachhaltigste Wirkmächtigkeit auf die Zukunft der menschlichen Gemeinschaft. Eltern stehen vor der Herausforderung, ihre Kinder auf eine Zukunft, die sie nur vermuten, aber nicht vorhersehen können, vorzubereiten. Von Beginn des 20. Jahrhunderts bis heute erfuhr Elternschaft mit den historischen Ereignissen, die zwei Generationen von kriegstraumatisierten Eltern und Kriegskindern hervorbrachten, in Beziehung gesetzt. In diesem Zusammenhang werden die fatalen Folgen der Erziehung zum Gehorsam aufgezeigt. Die Generation der Nachkriegseltern, die die Eltern von heute erzogen hat, sah sich mit Veränderungen der Lebenswelt konfrontiert, die die Elternschaft grundlegend umgestaltete. Eltern von heute laufen Gefahr, in die Falle der neuen, maskierten Form des Gehorsams zu geraten, die der Anspruch, dem Zeitgeist entsprechend perfekte Kinder hervorzubringen, in sich birgt. Hier ist die Individualpsychologie gefordert, ihr präventives Potential für die seelische Gesundheit einzubringen.

Abstract

The key to the development of the human community "sub specie aeternitatis" lies according to Adler's understanding in fostering social interest, to which man is capable as a social being but needs beneficial impact by environment to develop. Parenting is responsible not only for the future of the individual child, but also has the most sustainable effectiveness for

the development of the human society. Parenting is thus the framework for unfolding the child's potential within the community, and as a "part of the whole" is shaping the future of the community. Thus, parents are facing the challenge of preparing their children for adult life in a future they can suspect but cannot foresee. In a retrospective from the beginning of the 20th century to nowadays, the change of parenting is correlated with the historical events that resulted in two generations of war-traumatized parents and war children. The fatal consequences of educating for obedience are marked. The generation of postwar parents, who raised the parents of today, faced a degree of change in the world of life that fundamentally transformed parenting. Today's parents run the risk of falling into the trap of a new, masked form of obedience that entails the claim to perfect parenting, which has to bring the zeitgeist perfect children. In this situation, individual psychology is required to bring in its preventive potential for mental health.

Schlüsselworte

Elternschaft, Erziehung, Minderwertigkeitsgefühl, Gehorsam, Nachkriegseltern, Gemeinschaftsgefühl

Keywords

parenting, education, feeling of inferiority, obedience, post-war-parents, social interest

1 *Vorbemerkung: Elternschaft und Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls „sub specie aeternitatis“*

Alfred Adler verstand die Individualpsychologie von Anfang an nicht nur als eine Tiefenpsychologie, deren Behandlungsmethode der Heilung psychischer Störungen diene, sondern deren Erkenntnisse auch zur Prävention eben dieser und ebenso zum optimistischen Ziel der Weiterentwicklung der Menschheit zu einer humanitären Gemeinschaft „sub specie aeternitatis“ beitragen kann und soll. Er hat damit der Individualpsychologie von ihrem Beginn an auch die Zielsetzung gegeben, ihre Erkenntnisse in einer Form in die Gemeinschaft einzubringen, von der diese profitieren würde. Den Zustand der menschlichen Gemeinschaft sah er in Abhängigkeit vom seelischen Wohlbefinden der einzelnen Individuen: „Alfred Adler understood that the individual's and society's well-beings were inextricably interwoven“ (Ferguson-Dreikurs, 2010, S. 1).

Die Aufgabe, der Gesellschaft im Dienste ihrer Weiterentwicklung Wissen verfügbar zu machen, wäre heute im universitären Rahmen der „Third Mission“ zugeordnet, zu verstehen als der verbindliche Auftrag an Universitäten, Forschungsergebnisse gesellschaftlich nutzbar zu machen. Der Schlüssel zur Weiterentwicklung der menschlichen Gemeinschaft liegt nach Adlers Verständnis in der Förderung des Gemeinschaftsgefühls, zu dem der Mensch aufgrund seiner Natur als soziales Wesen fähig ist, das aber des Einflusses der Umwelt bedarf, um entwickelt zu werden. Die Vernetzungen innerhalb des individualpsychologischen Theoriegebäudes sind evident: Der in den ersten Lebensjahren durch die frühkindlichen Beziehungserfahrungen geprägte Lebensstil führt den Menschen entweder auf den neurotischen Weg zur Überwindung des Minderwertigkeitsgefühls durch das Machtstreben oder auf den sozial nützlichen Weg der psychischen Gesundheit ins Gemeinschaftsgefühl, dessen Finalität darin liegt, sich selbst als wertvolles und wertgeschätztes Mitglied der menschlichen Gemeinschaft zu erleben, das von der Gemeinschaft und von dem die Gemeinschaft profitiert (vgl. Sindelar, 2011b). Damit ist die Elternschaft, die die prägenden frühen Beziehungserfahrungen des Kindes bestimmt, in der Verantwortung nicht nur für die Zukunft des einzelnen Kindes, sondern verfügt über die nachhaltigste Wirkmächtigkeit für die Entwicklung der menschlichen Gemeinschaft. Erziehung durch die Eltern steckt also den Rahmen der Potentialentfaltung des Kindes innerhalb der Gemeinschaft ab und gestaltet als „Teil des Ganzen“ die Zukunft der Gemeinschaft (vgl. Sindelar, 2017).

2 *Zur Finalität der Elternschaft: Wohin zieht Erziehung?*

Die deutsche Sprache stellt kein passendes Wort zur Verfügung, das in der inhaltlichen Konnotation dem für das Kind förderlich handelnden Anteil der Elternschaft entspricht, ohne zugleich auch Machtausübung assoziieren zu lassen: „Erziehung“ legt nahe, dass jemand, also zuerst einmal ein Elternteil, später auch andere Personen der Gesellschaft, in der das Kind lebt, an dem Kind „zieht“.

Das englische Wort „parenting“ dagegen benennt das Eltern-Sein schon grammatikalisch als aktive Handlung, ohne die Macht des Erwachsenen über das von ihm abhängige Kind im Wortstamm zu implizieren.

Wenn Erziehung ein Kind zu „ziehen“ hat, so impliziert dieses Ziehen eine Orientierung in eine Richtung zu einem Ziel. Dieses Ziel ist das Leben des Kindes als Erwachsener, also seine Zukunft. Damit bringt die Elternschaft die Situation, zukunftsgestaltend für das Kind als einzelnes Individuum und damit zugleich für die zukünftige Gesellschaft, die von diesen Kindern bestimmt werden wird, wirksam zu sein, wobei letzterer Aspekt nur denjenigen Eltern bewusst und präsent ist, deren Gemeinschaftsgefühl sie auch der Entwicklung der Menschheit gewahr sein lässt. Die primäre Perspektive der Elternschaft ist immer, dem Kind das für seine Zukunft mitzugeben, was es braucht, um ein zufriedenes, eigenverantwortliches und selbstbestimmtes Leben führen zu können. Dies bedeutet allerdings, dass die Eltern die zukünftige Lebensrealität vorhersehen können müssten, um ihre Kinder für dessen Anforderungen auszustatten. Damit ist Elternschaft immer eine zukunftsorientierte Aufgabe (Sindelar, 2017). Diese Ausrichtung der Elternschaft auf die Zukunft mit der Implikation, dass diese besser werden möge als die Gegenwart es ist, ist bereits von Immanuel Kant (1724–1804) benannt worden: „Kinder sollen nicht nur dem gegenwärtigen, sondern dem zukünftig möglichen bessern Zustande des menschlichen Geschlechts, das ist: der Idee der Menschheit und deren ganzer Bestimmung angemessen erzogen werden“ (Kant, 1802, S. 447). Wird an Erziehung der Anspruch gestellt, Kinder auf das Erwachsenenleben in einer Zukunft, die die Eltern selbst nur vermuten, aber nicht vorhersehen können, vorzubereiten, ist die Aufgabe eigentlich unlösbar: Weder können die Eltern wissen, wie die Zukunft ihrer Kinder aussehen wird, noch können sie wissen, was ihre Kinder als erwachsene Menschen brauchen werden, um diese unvorhersehbaren Aufgaben zu lösen.

Der Rückgriff auf Erziehungsstrategien, wie die Eltern selbst sie erlebt haben und die sie rückblickend als hilfreich für die eigene Persönlichkeitsentwicklung und nützlich für die Bewältigung ihrer eigenen Lebensaufgaben in ihrer Gegenwart einschätzen, kann daher per se nur mangelhaft sein. Denn wenn sich Eltern an den eigenen Erfahrungen des Erzogen-worden-Seins orientieren, dann erziehen sie „gemeinlich ihre Kinder nur so, daß sie in die gegenwärtige Welt, sei sie auch verderbt, passen. Sie sollten sie aber besser erziehen, damit ein zukünftiger besserer Zustand dadurch hervorgebracht werde“ (Kant, 1802, S. 447). Dazu kommt noch, dass Erwachsene häufiger wesentlich mehr an erzieherischen Handlungen ihrer Eltern in Erinnerung haben, die sie als belastend und daher hinderlich für ihre Entwicklung erlebt haben und daher nicht mit ihren Kindern wiederholen wollen, aber seltener an für die Entwicklung förderlichem elterlichen Vorbildverhalten. Eltern wissen zumeist, wie sie es nicht machen wollen, was noch lange nicht heißt, dass sie wissen, wie sie es machen sollen.

3 *Elternschaft zwischen Überlegenheit und Minderwertigkeitsgefühl*

Die naturgegebene Position der Elternschaft, dem Kind überlegen zu sein, garantiert daher keineswegs, sich als Elternteil auch überlegen zu fühlen. Die implizite Erwartung der Gesellschaft, dass Erziehungskompetenz ebenso naturgegeben sei wie die Überlegenheit über das Kind, konfrontiert Erwachsene, die Eltern sind, unumgänglich und wiederholt mit der Situation, zwar zu wissen, wohin sie mit ihrer Erziehung streben, aber nicht zu wissen, wie die Erziehungsziele erreichbar sind, und daher im Erreichen von Erziehungszielen zu scheitern. Wird Elternschaft von den Eltern als Machtposition verstanden und gelebt, ist der Weg in die elterliche Ohnmacht angesichts der Entwicklung des Kindes, die zwar von den Eltern so gestaltet, aber nicht so gewollt war, gebahnt (Sindelar, 2011a). Sich hinsichtlich der Erziehungskompetenz minderwertig zu fühlen ist dann unvermeidlich, insbesondere nachdem die aktuelle neurobiologische Forschung zur neuronalen Plastizität und zur Bedeutsamkeit der Epigenetik die Sicherung des elterlichen Selbstwerts durch den Verweis, dass die Charaktereigenschaften des Kindes eben vererbt und daher unveränderlich seien, weggefallen ist.

Elternschaft ist also eine Situation, die zwar durch die Überlegenheit des Erwachsenen über das Kind nahelegt, dass sich die Mutter und der Vater mächtiger als das Kind fühlen, aber in der Realität des Zusammenlebens mit Kindern die Aufgabe der Erziehung oftmals zu einem Szenario des Ohnmachtsgefühls der Eltern werden lässt – die boomende Sparte der Ratgeberliteratur, umfangreich angeboten als Bücher, Zeitschriften und mittlerweile vor allem im Internet, belegt dies. Die Aufgabe der Kindererziehung ist zwar die mit den nachhaltigsten Folgen für die zukünftige Gesellschaft, da sie die Persönlichkeit des Kindes und damit auch dessen Handlungen als Erwachsene bestimmt, jedoch gibt es keine Ausbildung dafür. Dieses Manko ist nicht nur den Psychologinnen und Psychologen, den Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten aufgefallen, die den negativen Auswirkungen von frühen Beziehungserfahrungen auf die seelische Gesundheit von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen entgegenzuwirken versuchen: Im 1989 herausgekommenen Spielfilm: „Schau mal, wer da spricht!“ (englischer Originaltitel: „Look Who’s Talking!“) stellt John Travolta in der Rolle des Taxifahrers James, der die alleinstehende schwangere Molly in einer abenteuerlichen Fahrt in den Kreißaal bringt und danach eine Beziehung zu ihrem Kind Mikey entwickelt, die in ihrem Kern eine väterliche ist, fest, dass man für so vieles eine Ausbildung braucht, um es tun zu dürfen, wie zum Beispiel einen Führerschein fürs Auto, einen Hundeführerschein, aber „jedes verdammte Arschloch Vater werden“ darf.

4 *Tiefenpsychologie als Erziehungshilfe*

Die Tiefenpsychologie stellt eine Fülle an Wissen zur Verfügung, das Antworten auf Fragen zur Erziehung gibt und für die Anwendung bereitsteht. Ihr verdanken wir differenzierte Kenntnisse darüber, dass Erziehung immer Beziehungserfahrung ist und wie sich diese Beziehungserfahrung als Langzeit-

folge in seelischer Gesundheit oder Krankheit niederschlägt: „Wenn wir in der Behandlung eines erwachsenen Neurotikers der Determinierung seiner Symptome nachspürten, wurden wir regelmäßig bis in seine frühe Kindheit zurückgeleitet“ (Freud, 1933a, S. 576). Freud war klar, dass die Erziehung hierbei die zentrale Rolle einnimmt, er selbst ihr aber wenig Aufmerksamkeit gewidmet hat: „Nur an einem Thema kann ich nicht so leicht vorbeigehen, nicht weil ich besonders viel davon verstehe oder selbst so viel dazugetan habe. Ganz im Gegenteil, ich habe mich kaum je damit beschäftigt“ (ebd.) Er sieht sie aber als „[...]so überaus wichtig, so reich an Hoffnungen für die Zukunft, vielleicht das Wichtigste von allem, was die Analyse betreibt“ (ebd.) an und ist froh über Anna Freuds Schwerpunktsetzung in diesem Anwendungsbereich der Psychoanalyse: „Ich freue mich, wenigstens sagen zu können, daß meine Tochter Anna Freud sich diese Arbeit zur Lebensaufgabe gesetzt hat, mein Versäumnis auf solche Art wiedergutmacht“ (ebd.). Anna Freud blieb mit dieser Aufmerksamkeit für die Anwendung der Psychoanalyse in der Pädagogik nicht alleine, unter vielen anderen trugen ihr Kollege August Aichhorn (1878—1942) und ihr Student Rudolf Ekstein (1912—2005) wesentlich dazu bei.

Den wegweisenden Arbeiten aus der Londoner Tavistock-Clinic zur Bindungsforschung in den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, allen voran des Psychoanalytikers, Kinderarztes und Kinderpsychiaters und Psychoanalytikers John Bowlby, der Entwicklungspsychologin Mary Ainsworth und des Psychoanalytikers und Sozialarbeiters James Robertson, verdanken wir die Systematisierung von Bindungsmustern. Die Bindungsforschung ist eigentlich eine „Trennungsforschung“, da sie ihren Anfang in der Feldforschung zu Trennungsreaktionen von Kleinstkindern hatte und danach im Rahmen des von Mary Ainsworth entwickelten standardisierten experimentellen Settings der kurzfristigen Trennung von der Mutter („The Strange Situation“) zur Definition von Bindungsmustern, die frühkindlich geprägt über die Lebensspanne stabil bleiben, führte (Bowlby, 2005 [1953]).

5 *Das primärpräventive Potential der Elternschaft*

Für Adler war klar, dass den nachhaltigsten Beitrag zur Weiterentwicklung der Menschheit die Erziehung der nächsten Generation, die im Erwachsenenalter das menschliche Zusammenleben gestalten wird, leistet. Die Prägung des menschlichen Zusammenlebens durch die Erziehung der Mitglieder der Gemeinschaft ist für Alfred Adler evident. Folglich nimmt die Erziehung eine zentrale Stellung in der individualpsychologischen Praxis und Theorie ein, eben weil Adler von ihr soziale Verbesserungen erwartet (Hannich, 2018).

Die Verbesserung der Erziehungsqualität sieht Adler, noch bevor er die Individualpsychologie gründete, als eine Aufgabe, die nicht nur die Bezugspersonen des Kindes angeht, sondern auch alle, die auf diese Bezugspersonen Einfluss nehmen. Bereits in den Anfängen seiner Tätigkeit als Nervenarzt und lange bevor er die Individualpsychologie gründet, streicht Adler diese Zuständigkeit für die Erziehung als allgemeine gesellschaftliche Aufgabe heraus, als er im Alter von 34 Jahren – damals selbst Vater

einer sechsjährigen und einer dreijährigen Tochter – die Schrift „Der Arzt als Erzieher“ veröffentlicht (1904a). Er hält diesen Anspruch der Zuständigkeit des Arztes für die Erziehung aufrecht, denn für ihn „[...] zeigt sich insbesondere vom Standpunkt der nervenärztlichen Behandlung, von welcher ungeheuren Bedeutung ein wohlbegründetes, fundiertes Verständnis der Erziehungsfragen ist und wie notwendig es bis zu einer gewissen Grenze auch für jeden Arzt ist, die Erziehungsfragen zu beherrschen“ (Adler, 1918d, S. 77). Auch er steht in der Individualpsychologie damit nicht alleine, sondern die „Erziehungskunst“, wie er sie zurecht benennt (Adler & Furtmüller, 1928 [1913]) bleibt ein individualpsychologisches Schwerpunktthema, nicht nur bezogen auf die familiäre und die institutionelle Erziehung, sondern auch auf die ärztliche Tätigkeit (zum Beispiel: Adler, 1912f; 1918d; 1930a; Spiel, 1947). Die Erziehung ist durchgängig ein Anliegen der Individualpsychologie mit nachhaltiger Verbreitung, wie beispielsweise durch die umfangreichen beratungsfokussierten Veröffentlichungen des in Wien geborenen und in Chicago verstorbenen Psychiaters Rudolf Dreikurs belegt. Sein Ratgeberbuch „Kinder fordern uns heraus“ wurde sowohl im anglo-amerikanischen Raum, wo es 1964 erstmals erschien, als auch im deutschsprachigen, wo es zwei Jahre später verfügbar war und 2017 zum 21. Mal neu aufgelegt wurde, zum bis heute nicht überholten Klassiker der Förderung elterlicher Erziehungskompetenz (Dreikurs & Soltz, 1966).

Ebenso legt die Einrichtung von individualpsychologischen Erziehungsberatungsstellen, die Adler im Jahr 1918/19, also nach Beendigung des Ersten Weltkrieges mit der ersten „Beratungsstelle für Erziehung“ im Volksheim Rudolfsheim begann und der 27 weitere in Wien folgten, Zeugnis von der Deklaration der Zuständigkeit der Individualpsychologie für die Verbesserung der Erziehungsqualität. Dass Sofie Lazarsfeld (1881–1976) in ihrer Wohnung in der Wiener Innenstadt eine „Erziehungs- und Eheberatungsstelle“ gründete, ist ein Beleg mehr dafür.

6 *Gehorsam – ein Erziehungsziel mit fatalen Folgen*

Die Vorstellungen, wie Erziehung vonstattengehen könnte, haben zwar über die Zeit eine Veränderung erfahren. Lange und zum Teil auch noch bis heute hat sich aber die Idee der Antike gehalten, dass den „Mängeln“ des Kindes durch Strenge, Versagen und Gewaltanwendung beizukommen wäre, auch wenn Jean Jacques Rousseau (1712–1778) bereits 1762 einen völlig anderen Weg der Erziehung vorgeschlagen hatte, als er von der zur damaligen Zeit revolutionären Annahme ausging, dass das Kind „gut“ geboren würde und daher die beste Erziehung die der Förderung der Kreativität und des Schutzes vor dem schlechten Einfluss der Gesellschaft wäre, also die Nicht-Erziehung. Er selbst scheint sich dieser Aufgabe aber nicht gewachsen gefühlt zu haben, da er seine eigenen Kinder im Findelhaus abgab (Landgrebe, 2004).

Der Briefroman, „Die Leiden des jungen Werthers“, von Goethe 1774, also zwölf Jahre nach Rousseaus Erziehungsroman „Emile“, mit großem Erfolg veröffentlicht, dokumentiert die verheerenden

Folgen des Gehorsams: Charlotte gehorcht dem Wunsch ihrer verstorbenen Mutter und heiratet nicht den geliebten Werther, sondern Albert, den Liebblingsschwiegersohn der Mutter. Hätte Charlotte dem Versprechen, das sie ihrer Mutter gegeben hatte, nicht die Treue gehalten, hätte sie nicht gehorsam Albert geheiratet, sondern ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse ernst genommen und wäre ihrer Zuneigung zu Werther gefolgt, so wie Christoph Friedrich Nicolai im Folgeroman „Die Freuden des jungen Werther“ vorschlägt, hätte Werther nicht sterben müssen (Nicolai, 1775).

Gehorsam ist ein Erziehungsziel mit langer Geschichte, hat von der Antike bis ins 20. Jahrhundert als Wert erster Ordnung des autoritären Erziehungsstils überlebt und ist bis heute bei weitem nicht ausgestorben. Die Vorstellung, dass Kinder zum Gehorsam erzogen werden müssten, hat, allen historischen Belegen über die fatalen Auswirkungen des Gehorsams zum Trotz, ein langes Leben, auch wenn in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Alternativen dazu im antiautoritären, im demokratischen, im liberalen und im partnerschaftlichen Erziehungsstil zaghafte Gegenbewegungen setzten (Friedrich, 2003).

6.1 Gehorsam und Minderwertigkeitsgefühl

Die Erziehung zum Gehorsam fußt auf dem Minderwertigkeitsgefühl und fördert es. Denn sie geht davon aus, dass ein Überlegener einem Unterlegenen vorgibt, was dieser zu denken, zu fühlen und zu tun hat. Sie zielt darauf ab, dass dieses Machtgefälle so stabil wird, dass der Unterlegene den Vorgaben des Überlegenen auch in dessen Abwesenheit folgt und die Werthaltungen, die sein Sein bestimmen, internalisiert, sodass er ihnen treu bleibt, auch wenn er in die Position des Überlegenen gerät, in der er dann wiederum die ihm Unterlegenen in gleicher Weise behandelt und formt.

Erziehung zum Gehorsam beruht somit auf dem Antagonismus von Minderwertigkeit und Macht. Dass die Auswirkungen des Gehorsams auf die menschliche Gemeinschaft fatal sind, ist evident, aber kann von den Gehorsamen natürlich nicht erkannt werden, denn das wäre ungehorsam.

6.2 Gewalt und Angst im Dienste des Gehorsams

Gehorsam verlangt, eigene Wünsche und Bedürfnisse zu verleugnen und sich dem Mächtigeren zu unterwerfen. Umgangssprachlich wird der Gehorsam eines Kindes so beschrieben, dass das Kind „folgt“, womit gemeint ist, dass es den Anweisungen der Erwachsenen nachkommt, ohne diese in ihrer Sinnhaftigkeit, in ihrer Ethik und in ihrer Nützlichkeit oder Schädlichkeit für sich selbst zu hinterfragen.

Gehorsam braucht Gewalt als Erziehungsmittel. Erreicht wird er am besten durch die Vermittlung von Angst. Angst ist optimal geeignet, die Gefühlswelt und die Stellungnahme des Menschen zu sich und zur Gemeinschaft verarmen zu lassen. Besonders wirksam ist hierbei die Angst vor Strafen, die viele Gesichter haben können. Strafe bedeutet immer, dass ein Mensch, der mächtiger ist als man

selbst, körperliche und/oder seelische Gewalt ausübt und so körperliche und seelische Verletzungen verursacht. Strafandrohungen und Strafdurchführungen vernichten das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit, nach dem der Mensch von Beginn seines Lebens an strebt. Ist die Erfahrung der prägenden Jahre der frühen Kindheit, dass Sicherheit nur durch die Verleugnung und Missachtung der eigenen Wünsche und Bedürfnisse, also des Eigenen, zu erreichen ist, dann hat das Kind keine andere Wahl als gehorsam zu sein.

Wenn wir heute vom Schicksal der Kindersoldaten erschüttert sind, sind wir verführt zu übersehen, dass der Gehorsam ihre Identität bestimmt, ohne den sie innerhalb ihrer Gesellschaft nicht überleben würden. Gehorsam ist allerdings immer, nicht nur bei den Kindersoldaten, motiviert aus existentieller Angst und nur über diese zu erreichen. Diese existentielle Angst muss nicht eine vor der körperlichen Bedrohung sein – genauso wirksam ist seelische Gewalt, die die Angst vor Beschämung, vor Demütigung, vor Abwertung und Ablehnung, vor Liebesverlust, vor dem Verlassenwerden bewirkt (Friedrich, 2003).

Gehorsames Verhalten eines Kindes galt auch noch im letzten Jahrhundert als Beweis für eine gelungene Erziehung, wobei diese Idee bis jetzt nicht ausgestorben ist, wie mir die psychotherapeutische Praxis zeigt. Als besonders erfolgreich wurde Erziehung dann betrachtet, wenn die Folgsamkeit des Kindes nicht einmal des gesprochenen Wortes bedurfte, sondern das Kind bereits den Blick des Vaters oder der Mutter als Befehl verstand, dem es bedingungslos und ohne Widerspruch Folge leistete. Dies gab dem Elternteil das Gefühl der Macht und brachte dem Kind den Gewinn des Lobes und der freundlichen Zuwendung. Völlig abgespalten davon blieb das Wissen, welch unendliches Leid und welche Grausamkeit der Kadavergehorsam erst im vorigen Jahrhundert den Menschen beschert hat. Und nur aus der Abspaltung ist zu verstehen, dass genau die Elterngeneration, die durch den Gehorsam gegenüber dem Befehl; „Führer, befehl, wir folgen dir!“ so schwer gelitten hatte, noch immer bemüht war, folgsame Kinder zu erziehen.

6.3 *Gehorsam und Treue statt Gemeinschaftsgefühl*

Sich gehorsam zu verhalten heißt also: Einer befiehlt und weiß, was gut und richtig ist, und die anderen gehorchen. Körper und Geist werden dem Befehl untergeordnet, das Wirkmittel ist die Angst. Gehorsam zu sein bedeutet immer, eigene Wahrnehmungen, Wünsche und Gefühle zu unterdrücken, um dem Wunsch des Anderen zu gehorchen. Gehorsam verlangt die Aufgabe eigener Gefühle und Wahrnehmungen und setzt dies mittels Bedrohung um. Die dabei erlebte Angst zwingt das Kind, sich dem Willen des Angreifers unterzuordnen. Denn wenn ein Kind von demjenigen, der es schützen sollte, körperlich und/oder seelisch überwältigt wird, und es zu niemandem fliehen kann, wird es von einer überwältigenden Angst heimgesucht. Dann bleibt nur noch die Möglichkeit, diese Angst, mit der nicht gelebt werden kann, beiseite zu schieben, sie abzuspalten und sich selbst zu vergessen. Aus der eigenen Hilflosigkeit heraus ist das Kind gezwungen, sich mit dem Angreifer zu identifizieren.

Diese Identifikation basiert auf dem Bedürfnis nach Geborgenheit, die das Kind dann in der Nähe mit der bedrohlichen Person, die das gehorsame Verhalten wertschätzend beantwortet, findet. Und so verliert das Kind sein Vertrauen zur Aussage der eigenen Sinne und internalisiert die Ablehnung der eigenen Wünsche und Wahrnehmung als Überlebensstrategie. Es empfindet sein eigenes „Ich“ als ablehnenswert. Nicht der, der dem Kind Angst macht und ihm Leid zufügt, wird abgelehnt, sondern das eigene innere Sein, dessen Bedürfnisse und Wünsche den Erwartungen desjenigen, der Gehorsam verlangt, widersprechen, wird als fehlerhaft erlebt, abgelehnt und bekämpft (Gruen, 2000).

Diese Erfahrung bedroht jedes Kind mit dem Erlöschen seines eigenen, gerade im Keimen begriffenen Selbst. Die Unterdrückung des Eigenen löst Hass und Aggression aus, die aber nicht gegen den Unterdrücker gerichtet werden darf, da das Kind von ihm existentiell abhängig ist. Dann wird das Opfer zum Täter, mit demjenigen, der ihm ursprünglich Angst machte, untrennbar verschmolzen. Der Hass und die Aggression werden daher an andere Opfer weitergegeben, das eigene Opfersein muss verleugnet werden, weil der eigene Schmerz und das eigene Leid ein Teil der abgelehnten eigenen Gefühle und Bedürfnisse ist, die wertlos machten. Das ehemalige Opfer ist in dieser Verschmelzung mit dem Täter sowohl vor ihm geschützt als auch in Treue zu ihm gefangen, womit die Treue ein pathologisches Ausmaß annehmen kann (Gruen, 2003).

Dieser pathologischen Treue begegnen wir immer dann, wenn Gehorsam Kinder dazu zwingt, sich selbst und ihr Erleben zu verleugnen. Das eigene Erleben wird dem Kind fremd. Begegnet ihm dieses Fremde dann in einem anderen Menschen, dann wird es abgelehnt und bekämpft, weil ja nur die Vernichtung dieses „eigenen Fremden“ Sicherheit vor dem internalisierten Aggressor bietet. Ein fiktives Gefühl der Freiheit und Autonomie – von dem Fremden, das einmal das Eigene war – ist das Resultat dieser Entfremdung, weil das gehorsame Verhalten durch die Bekämpfung des Fremden bestätigt wird. Den anderen zu beschämen, zu beherrschen oder auch zu vernichten vermittelt ein Gefühl der Macht, weil es von der Last des eigenen Opferseins befreit. Dieses Gefühl der Freiheit ist allerdings nichts anderes als die Maskierung der eigenen Gefangenschaft. Gehorsam untermauert Macht und treibt den Menschen zur Gewalttätigkeit. Menschen, die ihr eigenes Selbst aufgeben mussten, um sich mit ihren Eltern zu arrangieren, suchen sich immer wieder in dem Fremden, der ja das eigene Selbst ist, das sie in der Gestalt des feindlichen Fremden dann wiederum bekämpfen müssen. Denn das Eigene wurde zum Feind, weil es die lebensnotwendige Verbindung mit den Eltern bedrohte (Gruen, 2000).

Wird der Gehorsam zum Ideal erhoben, mündet der Selbstverrat durch die Verleugnung des Eigenen in einer Nicht-Identität, die ein Leben lang nach Autoritäten suchen lässt, da nur die Verschmelzung mit der Autorität eine Identität gibt. Der Terror der Kindheit wird zur Tugend des Gehorsams, der den Terror der Erwachsenenwelt schafft. Diese ängstliche Identifizierung mit dem Erwachsenen im Seelenleben des Kindes ruft aber auch Schuldgefühle im Kind hervor, da es Bedürfnisse ja nur verleugnen kann, wenn es sie zumindest einmal empfunden hat. Und retrospektiv ist es dadurch, dass es weiß, in

der Vergangenheit diese Bedürfnisse gehabt zu haben, ein „Schuldiger“, weil Gehorsam verlangt, Bedürfnisse nicht zu haben. Diese Schuldgefühle haben aber auch einen schützenden Charakter gegen überwältigende Ohnmachtsgefühle, indem sie vom Eigenen distanzieren und somit die Identifikation mit dem Gehorsam stärken. Sie lösen zwar einerseits das Gefühl von Wertlosigkeit aus, gaukeln aber andererseits auch vor, nicht vollkommen ausgeliefert zu sein. Denn früher schuldig gehandelt zu haben bedeutet, selbst gestaltet zu haben und somit Einfluss auf das Geschehene gehabt zu haben, und daher gegenwärtig und zukünftig selbst anders gestalten zu können, um die Bedrohung abwenden zu können. Schuldgefühle sind also die unglückseligen Schwestern der Macht.

Sich vom Eigenen zu distanzieren bedeutet den Verlust des Mitgefühls mit sich selbst. Das macht aber auch die Empathie unmöglich, denn „eine Erziehung, die auf Gehorsam pocht, zerstört oder hemmt die empathischen Fähigkeiten“ (Gruen, 2002, S. 56). Dafür gibt es viele, auch empirische Belege, wie zum Beispiel das Experiment, das erstmals 1961 von dem Psychologen Stanley Milgram (1933 – 1984) durchgeführt wurde: Milgram wollte die Bereitschaft durchschnittlicher Personen untersuchen, autoritären Anweisungen auch dann Folge zu leisten, wenn sie in direktem Widerspruch zu ihrem Gewissen stehen. Er wollte damit die Verbrechen des Nationalsozialismus sozialpsychologisch erforschen, insbesondere die damals gängige Annahme, dass die Deutschen besonders, mehr als die Angehörigen anderer Nationen, autoritäts- und obrigkeitsabhängig wären, prüfen. Die Versuchspersonen in seinem Experiment waren Leute, die sich auf ein Inserat meldeten, in dem sie zur Teilnahme an einem Experiment zum Zusammenhang zwischen Bestrafung und Lernerfolg gegen eine kleine Entlohnung eingeladen wurden. Das Experiment lief folgendermaßen ab: Die Versuchspersonen übernahmen die Rolle des „Lehrers“, ein Schauspieler spielte einen Schüler. Der „Lehrer“ hatte den Auftrag, dem „Schüler“ einen elektrischen Schlag zu versetzen, wenn er bei einer Merkaufgabe von Wortpaaren einen Fehler machte. Ein Versuchsleiter, der auch von einem Schauspieler gespielt wurde, gab die Anweisungen an den „Lehrer“. Diese Anordnung wurde in verschiedenen Variationen durchgeführt. Der Versuchsperson, die dann die Rolle des Lehrers übernahm, der die elektrischen Schläge an den Schüler, der auf seinem Stuhl angebunden war, austeilte, wurde vor Beginn des eigentlichen Experiments zur „Erklärung“ des Experiments ein elektrischer Schlag von 45 Volt verabreicht, damit sie die körperlichen Folgen elektrischer Schläge selbst erleben konnte. Der Versuch bestand darin, dass der „Lehrer“ dem „Schüler“ bei einem Fehler einen elektrischen Schlag versetzte. Die Intensität des elektrischen Schlages sollte nach jedem Fehler, den der vermeintliche Schüler machte, um 15 Volt erhöht werden. In Wirklichkeit erlebte der Schauspieler keine elektrischen Schläge, sondern reagierte nach einem vorher bestimmten Schema, abhängig von der eingestellten Spannung. Erreichte die Spannung beispielsweise 150 Volt, verlangte der Schauspieler, von seinem Stuhl losgebunden zu werden, da er die Schmerzen nicht mehr aushalte. Zu Beginn des Experiments wurde die Versuchsperson informiert, dass er selbst bestimmen könne, wann er das Experiment abbrechen möchte. Wenn aber der Schüler verlangte, von seinem Stuhl losgebunden zu werden, forderte der dabeisitzende Versuchsleiter, dass der Versuch zum Nutzen der Wissenschaft fort-

geführt werden müsse. Wenn der „Lehrer“ Zweifel äußerte oder gar gehen wollte, forderte der Versuchsleiter ihn in vier standardisierten Sätzen zum Weitermachen auf. Die Sätze wurden nacheinander, nach jedem geäußerten Zweifel der Versuchsperson, gesprochen und führten nach dem vierten Mal zu einem Abbruch des Experimentes durch den Versuchsleiter. Damit die Sätze immer gleich ausfielen, wurden sie vorher mit dem Schauspieler eingeübt, insbesondere auch, um einen drohenden Unterton zu vermeiden. Zu Milgrams eigener Überraschung zeigte sich, dass auch normale amerikanische Mittelklassebürger zu grausamen Taten bereit waren, wenn eine Respektsperson ihnen Gehorsam abverlangte. 65 Prozent von Milgrams Versuchsteilnehmern folgten ohne große Widerrede den Anweisungen eines Versuchsleiters, der als wissenschaftliche Autorität ausgewiesen wurde. Schreie und Ohnmachtsanfälle des Gepeinigten führten nur bei einem von dreien zum Ungehorsam, nämlich sich zu weigern, den Anordnungen des Leiters Folge zu leisten (Milgram, 1963). Milgrams Experiment wurde in vielen Ländern, auch in Deutschland, wiederholt – stets mit denselben Resultaten.

Der Gehorsam führt also zu einer Identität, die durch die Identifikation mit Autoritäten bestimmt ist und das Mitfühlen sterben lässt. Diese „falsche“ Identität, wie Gruen sie nennt, ist „Simulation, die auf einer Übernahme dessen beruht, was ihnen von der autoritären Erziehungsperson vorgegeben wird“ (Gruen, 2002, S. 56).

Gehorsam basiert grundsätzlich auf dem Gefühl, gegenüber einer Autorität unterlegen zu sein und ihr ausgeliefert zu sein, also in einem Zustand der Unterlegenheit, die auf das Minderwertigkeitsgefühl verweist, gefangen zu sein. Da Gehorsam die Empathie abtötet, zerstört er auch die Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls, das „das Ergebnis einer günstigen psychischen Entwicklungsbewegung zur Überwindung des Minderwertigkeitsgefühls in sozial verträglicher und nützlicher Weise“ ist (Sindelar, 2011b, S. 88) und das Adler als dem Machtstreben entgegengesetzten Pol und als Maß für die seelische Gesundheit des Individuums versteht (Adler, 1912f; Adler, 1933b).

Gemeinsamer Gehorsam als Mitglied in einer Gemeinschaft, die durch ihre Identifikation mit der (über)mächtigen Autorität definiert ist, liefert die Fiktion der Sicherheit, der Erfahrung der Wertschätzung durch die gehorsame und Gehorsam einfordernde Gemeinschaft als Zerrspiegel des Gemeinschaftsgefühls, das durch die Verleihung von Macht, hierarchisch unter der Übermacht autoritärer Führungspersönlichkeiten, ein Trugbild von Überlegenheit der Selbstwertsicherung verführerisch zur Verfügung stellt. Viele Beispiele dazu finden sich im Nationalsozialismus, angefangen bei Adolf Hitler selbst.

Gehorsam vernichtet die Eigeninitiative, da der Gehorsame als Befehlsempfänger auf seinen Befehl wartet, bis er aktiv wird. Gehorsam bedeutet somit auch Verantwortungslosigkeit, da der Befehlsgeber die Verantwortung für die Handlungen des Befehlsempfängers hat. Gehorsam bedeutet ein Leben in Unfreiheit ohne Verantwortung. Eine demokratische Gesellschaft aber braucht emotional reife

Mitglieder, die Verantwortung übernehmen. Die Erziehung zum Gehorsam steht einer solchen Reife nicht nur im Weg, sie entzieht den Menschen auch die Grundlage dafür.

7 *Elternschaft in der sich verändernden Welt von 1900 bis heute*

7.1 *Vom Ende der Monarchie in die Zwischenkriegszeit*

Der Zerfall der Monarchie hatte die klaren Vorgaben, wie Freund und Feind zu unterscheiden seien, genommen und erforderte eine Neuordnung des Staates in eine Republik. Darauf aber waren die Eltern durch ihre Erziehung in ihrer Kindheit nicht vorbereitet. Die dramatische politische Veränderung ließ sie ohne Antwort auf die Frage, wohin sie gehören, zurück, da es den Staat, zu dem sie gehört hatten, nicht mehr gab. Ihre Orientierung an der Autorität des Monarchen, die klare Einteilung der gesellschaftlichen Schichten in Aristokratie, den Stand der Bürger und den Arbeiterstand war verloren gegangen, die Machtverhältnisse durcheinandergeraten. In Österreich bildeten sich die paramilitärischen Verbindungen der „Heimwehr“ und des „Republikanischen Schutzbundes“, die nicht zur innerstaatlichen Sicherheit beitrugen, sondern einander offen bekriegten, was 1927 bei einer Demonstration des Schutzbundes gegen die Heimwehr in Schattendorf im Burgenland einem Kriegsinvaliden und einem Kind das Leben kostete und in weiterer Folge im Brand des Justizpalastes mit vielen Toten und Verletzten eskalierte. Der zaghafte wirtschaftliche Aufschwung in Österreich wurde durch die Weltwirtschaftskrise 1929 zunichte gemacht. Nach dem Ersten Weltkrieg lebten die Eltern in Österreich in einem innerpolitischen Feindesland.

7.2 *Kinder der Monarchie als Eltern in Kriegszeiten*

Der Weg in einen autoritär geführten Staat, der dann seiner eigenständigen Identität im Anschluss an das Deutsche Reich verlustig ging, war gebahnt. Die Eltern der Kinder dieser Zeit waren noch in Monarchie als Untertanen eines starken Kaisers geboren worden, erlebten ihre Kindheit und Jugend während des ersten Weltkrieges, als ihre Väter für Gott, Kaiser und Vaterland im Krieg waren, und erzogen nun ihre Kinder in einer Zeit, die weder politisch noch wirtschaftlich gesicherte und auf keinen Fall sichere Zukunftsaussichten bot. Sofern diese Kinder vor 1930 auf die Welt gekommen waren (der letzte Geburtsjahrgang, der im zweiten Weltkrieg zum Heer eingezogen wurde, war der des Jahres 1929 – so wurden 15jährige im letzten Kriegsjahr zu Soldaten), zogen sie nun für „Führer und Vaterland“ in den Krieg wie zuvor ihre Großväter für Kaiser und Vaterland, nicht wenige von ihnen ihrem Vater in denselben Krieg nachfolgend.

Der Stand, in den man hineingeboren wurde, bestimmte bis zum Ende der Monarchie den Wert, der einem in der Gesellschaft zuerkannt wurde; das Geschlecht definierte die soziale Rolle. Daran änderte sich während des Nationalsozialismus nichts grundlegend, nur wurden die Inhalte anders, die Ab-

stufungen geringer und die Konturen vergrößert: nachweislich arischen Blutes zu sein reichte für ein Mindestmaß an Ansehen in der Gesellschaft, jedenfalls aber für eine Identität der Überlegenheit durch die Zugehörigkeit zur „Herrenrasse“, die genau wusste, welche Mitmenschen abzulehnen, als Bedrohung einzustufen und zu vernichten waren. „Minderwertiges und daher lebensunwertes Leben“ war durch die nicht-arische Abstammung und durch den körperlichen und geistigen Gesundheitszustand definiert, wobei hierbei die Grenzen je nach den Interessen der Machthaber durchaus flexibel waren, wie beispielsweise die Akten der Kinder vom Spiegelgrund belegen (Kronberger, 2007). Und die Frau im Nationalsozialismus gewann ihr Ansehen durch möglichst viele Lebendgeburten, sofern sie ihrer Abstammung und ihrem sittlichen Lebenswandel nach die Voraussetzungen erfüllte: ab vier Kindern erhielt sie das Mutterkreuz dritter Klasse, mit der Geburt des achten Kindes das erster Klasse. Das erwünschte Verhalten war somit für beide Geschlechter klar definiert. Die Erziehung, die die Erwachsenen der Zwischenkriegszeit und der Kriegszeit in ihrer Kindheit und Jugend am Beginn des 20. Jahrhunderts erfahren hatten, passte in die Anforderungen dieser Zeit, weil sie diese Zeit gestaltet hatte.

Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges fanden sich die nationalsozialistischen Machthaber in der Position der Kriegsverbrecher wieder, die vorher für ihre Folgsamkeit Gelobten, Geachteten und Geschätzten als die Schuldigen. Die Überlegenen wurden zu den Minderwertigen, die sie vorher waren, mit Schuld behaftet. Da aber der neue Staat Österreich von Erwachsenen regiert und geleitet wurde, die in derselben Zeit wie die nationalsozialistischen Machthaber aufgewachsen waren und ebenfalls als Soldaten gedient hatten, blieben so manche der Schuldigen in der neuen Republik Österreich lange Zeit unbehelligt in Leitungspositionen, wie zum Beispiel Gerichtspsychiater Heinrich Gross, der maßgeblich an den Verbrechen und Ermordung von Kindern am Spiegelgrund beteiligt war, gegen den aber erst 1997 die Mordanklage erhoben wurde.

7.3 Die Kinder des Vaters Alfred Adler

Alfred Adler wurde 1870 in die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie hineingeboren, die erst 1867, also drei Jahre davor, nach der Niederlage von Königgrätz des Deutschen Bundes gegen Preußen im Jahr 1866, gegründet worden war. Geboren in Wien, war er ein Kind mit Migrationshintergrund, stammte seine Familie doch aus Ungarn, das erst seit kurzem zu Österreich gehörte. Seine Familie war jüdisch in einem katholischen Land. Adler war also in zweifacher Hinsicht ein Kind, das sich die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft erst erarbeiten musste. Das Idealbild des Österreicher war die Identifikation mit dem österreichisch-ungarischen Staat und treuer Ergebenheit gegenüber dem zum Zeitpunkt der Geburt Adlers seit 12 Jahren amtierenden Kaiser von Österreich und König von Ungarn Franz Joseph I. „Für (mit) Gott, Kaiser und Vaterland“ – womit Gott zum Österreicher gemacht wurde – in den Krieg zu ziehen und damit bereit zu sein, den Heldentod zu sterben, war die

Vorgabe für die österreichische Identität. Zu erreichen ist das Erziehungsziel, für Gott, Kaiser und Vaterland sich selbst zu opfern dann, wenn der Gehorsam das Verhalten bestimmt.

Alfred Adlers Kinder sind in der Monarchie geboren: Valentine 1898, Alexandra 1901, Kurt 1905, Nelly 1909. Adler war 28 Jahre alt, als sein erstes Kind geboren wurde, und 39, als seine jüngste Tochter auf die Welt kam. Adler konnte zum Zeitpunkt des Beginns seiner Vaterschaft, also 1898, nicht vorhersehen, dass er seine Kinder für ein Leben in einer ersten Republik zu erziehen hätte. Als Valentine 16 Jahre ist, Alexandra 13, Kurt neun und Nelly fünf, bricht der erste Weltkrieg aus, der zwei Jahre später den Vater zum Kriegsdienst als Militärarzt nach Krakau zwingt. Die beiden Kinder, die dann später in den USA mit ihm zusammenarbeiten sollten und nach seinem Tod sein Werk weiterführten, waren zu dem Zeitpunkt in bzw. am Beginn der Lebensphase der Adoleszenz, Alexandra 15 und Kurt 11 Jahre alt. Alexandra Adler berichtet über ihre Orientierung ihrer Identitätsentwicklung klar, dass der Vater für sie hierin wegweisend war, mit dessen Arbeit sie alltäglich durch den regen kollegialen Austausch, den Alfred Adler in seinem familiären Rahmen stattfinden ließ, aufwuchs (nachzulesen in den Beiträgen von Alexandra Adler in Mackenthuns 2015 erschienenen Herausgeberwerk: Alfred Adler – wie wir ihn kannten). Diese lebendige Präsenz der Arbeit des Vaters im Alltag der Familie nahm mit dem Kriegseinsatz des Vaters ein abruptes Ende. Alexandra und Kurt mussten in dieser Lebensphase, deren Entwicklungsaufgabe das Finden einer Identifikation und einer eigenständigen Identität ist, verbunden mit der Ablösung von den Eltern, den Vater entbehren. Alexandra und Kurt haben ihn sich erhalten und in ihrer Identitätsfindung internalisiert, indem sie ihn in ihre berufliche Identität integrierten. Alexandra hat damit als Zweitgeborene die von ihr entthronte Valentine in der Nähe zum Vater überholt, und Kurt hat sich zu ihr gesellt.

Zwei der vier Kinder Adlers verließen in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit ihm und ihrer Mutter das Land und fanden in den USA eine neue Heimat. Nelly war mit ihrem Mann in die Schweiz gegangen. Valentine wurde am 22. Jänner 1937 in Russland verhaftet und mit der Begründung, dass sie im Alter von 13 Jahren Kontakt zu Trotzki gehabt hätte und ihm verbunden gewesen wäre, im September 1937 zu acht Jahren Lagerhaft im Gulag verurteilt, wo sie dann 1942 umkam. Ihr Vater verstarb vier Monate nach ihrer Verhaftung am 28. Mai 1937. In seinem letzten Brief an seine jüngste Tochter Nelly vom 29. April 1937 schreibt er: „Vali bereitet mir schlaflose Nächte. Ich staune, wie ich das durchhalte“ (Manaster, 2015, S. 28). Er hielt es nicht durch. Nach seinem Tod übernahm Alexandra die noch nicht gehaltenen Vorträge dieser Reise für ihn (Kaminski, 2002). Die Familie Adler in Wien gab es nicht mehr.

8 *Nachkriegseltern*

8.1 *Mit alten Werten in neue Zeiten*

Während der zehn Jahre der Besetzung Österreichs durch die USA, die Sowjetunion, Frankreich und Großbritannien von 1945 bis 1955 waren die Kinder der Zwischenkriegszeit zu Eltern herangewachsen. Sie alle waren geprägt von einer Kindheit der Unsicherheit, der wirtschaftlichen Not und dann vom Kadavergehorsam des Nationalsozialismus. Anpassung und Verleugnung des Eigenen war der sozial akzeptierte Lebensstil mit einer Rigidität der Wertvorstellungen, die wenig Spielraum für Individualitäten bot. Sich den Werthaltungen zu widersetzen war während der Kindheit der Eltern der Nachkriegskinder ein lebensbedrohliches Hochrisikoverhalten, und sich zu widersetzen war schon gegeben, wenn man jüdische Freunde hatte. In den zehn Jahren der Besetzungszeit waren die Regeln, die die Besatzungsmächte vorgaben, zu befolgen, gehorsames Verhalten also weiterhin gefragt. Eine meiner frühesten Kindheitserinnerung ist eine Szene im Kleinstkindalter, in der mir ein russischer Besatzungssoldat eine Semmel – damals eine seltene Delikatesse – wegnimmt. Hätten meine Eltern ihrem Kind die Semmel gerettet, wären sie verloren gewesen.

Gehorsam war in der Kindheit der Nachkriegseltern eine Überlebensnotwendigkeit. Gehorsam hatte nach ihrer Erfahrung einerseits zu Folge, von der Gesellschaft und deren Machthabern anerkannt und akzeptiert zu werden, andererseits verlangt, in den Krieg zu ziehen und damit in die größtmögliche Bedrohung zu geraten. Die Eltern der Nachkriegskinder kannten keinen anderen Weg zur Erhöhung der Überlebenswahrscheinlichkeit als die des Gehorsams. Und sie wollten, dass ihre Kinder überleben, also erzogen sie sie zum Gehorsam, der nur durch Gewaltanwendung zu erreichen ist. Es dauerte bis 1989, bis die körperliche und seelische Gewalt gegen Kinder in Österreich gesetzlich verboten wurde (BGBl.Nr. 162/1989, §146a). Dem ging eine Zeit voraus, in der zumindest die Nützlichkeit körperlicher Gewaltanwendung in der Erziehung in Frage gestellt wurde. Die seelische Gewalt des Liebesentzugs, der Abwertung und Beschämung, der Drohung, das Kind zu verlassen, wird aber bis heute oft noch nicht als Gewalt erkannt.

Der Anspruch an die Fähigkeit, die Lebensform der nächsten Generation vorherzusehen, steigt mit dem Ausmaß der Veränderung der Lebenswelt über die Zeit exponentiell an. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts drehte sich das Rad des Wandels der Lebensumstände immer schneller. Die Kinder, die kurz vor und während des zweiten Weltkrieges geboren worden waren, wuchsen in einer männerarmen Gesellschaft auf – ihre Väter waren im Krieg gefallen oder kehrten als Kriegstraumatisierte zurück, oft erst nach Jahren der Kriegsgefangenschaft. Ihre frühen Jahre waren geprägt von existentieller Bedrohung einerseits, von Vaterlandstreue bis in den Tod, von Folgsamkeit und Gehorsam, von Antisemitismus und der Ablehnung des Fremden andererseits. Der Wiederaufbau des Landes aber verlangte selbständige Einsatzbereitschaft, die Übernahme von Verantwortung und Kooperati-

onsfähigkeit. In der Folge begann der Absolutismus des Gehorsams in der Erziehung brüchig zu werden.

Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung nach der Besatzungszeit veränderte sich der Lebensalltag grundlegend und beraubte die Generation der Eltern der Nachkriegskinder immer rascher ihres Kompetenzvorsprungs durch Lebenserfahrung, weil sie für diese Welt keine Lebenserfahrung mitbrachten: Sie hatten keine Erfahrung mit dem Leben in einer Demokratie, mit dem Leben in Frieden. Diese neuen Lebensumstände setzten kreative Kräfte in der Gesellschaft frei, da die Einengung des Denkens auf Überlebensstrategien, wie sie in Zeiten der existentiellen Bedrohung gegeben ist, weggefallen war, und führten zu einem rapiden Fortschritt in der technischen Entwicklung, die nicht nur die Anforderungen der Arbeitswelt, sondern auch den Lebensalltag drastisch veränderte. Die Kinder der fünfziger und sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren sehr wohl noch mit dem Entwicklungsideal konfrontiert, sich an Gebote und Autoritäten möglichst friktionsfrei anpassen zu können, Fleiß, Bescheidenheit und Leidensfähigkeit als erstrebenswerte Persönlichkeitseigenschaft anzunehmen und Mitmenschen nicht für Verdienste, sondern für die unverschuldete Tatsache, früher geboren worden zu sein, Respekt zu zollen. Zugleich machten nun die sich ausbreitenden Informationsmedien wie Radio und später dann Fernsehen die Welt kleiner, brachten Fernes näher und rückten zugleich Nahes in die Ferne. Familien kommunizierten immer weniger miteinander, sondern fanden zunehmend mehr die Gemeinsamkeit im gemeinsamen Aufnehmen der Inhalte aus Radio und Fernsehen.

Jugendkulturen begannen wie nie zuvor Kontrapunkte zur Wertewelt der Erwachsenen zu setzen und stellten die gängigen Moralvorstellungen der Erwachsenen in Frage. Damit umzugehen war eine neue Herausforderung für die Erziehenden, denn die Jugendlichen dieser Zeit demonstrierten in Meinungen, aber auch in Kleidung und Musik ihre eigenen Bedürfnisse – und genau darin lag die Schwierigkeit für die Eltern, aber auch die Pädagoginnen und Pädagogen, denn sie hatten in ihren frühen Prägungen gründlichst gelernt, diese zu unterdrücken, um gehorsam zu sein und Autoritäten unwidersprochen Folge zu leisten. Und nun führten ihnen die Jugendlichen das Fremde in ihnen vor Augen. Die zu der Zeit erziehende Generation hatte erlebt, dass der Gehorsam zu unermesslichem Leid und Not geführt hatte, was ihn zwar leicht in Misskredit geraten ließ, allerdings ohne dass den Eltern Alternativen zur Verfügung gestanden wären. Außerdem war die Abspaltung der eigenen Bedürfnisse im Zuge der Entwicklung ihrer eigenen Folgsamkeit verfestigt. Wäre sie aufgehoben worden, hätte dies einen überwältigenden inneren Sturm der Emotionen ausgelöst, der nicht verkraftbar gewesen wäre. Damals hörten die Kinder zwar noch immer, dass sie sich als „minderwertige Wesen“ von Gegenständen, deren Bedienung man ihnen nicht zutraute, fernzuhalten hatten – „Messer, Gabel, Scher´ und Licht sind für kleine Kinder nicht!“, dass sie manches, was sie wissen wollten „noch nichts angehe“, sie dafür „noch zu klein“ wären, waren jedoch aufgrund ihrer Neugier, die ihnen nun nicht mehr zur Gänze ausgetrieben worden war, in der Nutzung der technischen Neuerungen unbefangen und daher wesentlich lernfähiger und in der Folge kompetenter als ihre Eltern. Sie wurden so

den Eltern in Teilbereichen, die in den Lebensalltag immer mehr einzogen, überlegen. Das führte dazu, dass die Eindeutigkeit der Überlegenheit des Erwachsenen und der Unterlegenheit des Kindes und Jugendlichen an Präzision zu verlieren begann.

8.2 Erziehung in der Nachkriegszeit: Wandel und Ambivalenz der Werte

Kinder der Nachkriegszeit waren einem Wandel der Wertewelten ausgesetzt: Außerhalb der „gehobenen“ Kreise und damit in der Mehrheit der Bevölkerung war die körperliche Arbeit die sozial angesehene Betätigung, was in der Zeit des Wiederaufbaus der zerstörten Heimaten als Anforderung zur Lebensbewältigung nachvollziehbar ist. Das Lesen von Büchern gehörte nicht zu den Tätigkeiten, für die ein Kind einer Arbeiterfamilie gelobt wurde – Lesen wurde mit Faulheit und Drückebergerei von körperlicher Betätigung bei Kindern beiderlei Geschlechts in diesen Familien konnotiert und daher nicht gerne gesehen. Bald darauf aber, als der Wiederaufbau schon weit fortgeschritten war und die Wirtschaft Aufschwung nahm, ersetzte das Fernsehen zu einem großen Teil das Lesen, und Eltern und Lehrer begannen zu monieren, dass die Kinder nun zu wenig lesen würden. Die Wertewelt änderte sich in vielen Bereichen: Das dünne Kind galt in der Nachkriegszeit als Makel für die Familie, der angesichts des dünnen Kindes unterstellt wurde, so erfolglos in ihrer Erwerbstätigkeit zu sein, dass sie ihr Kind nicht ausreichend ernähren konnte. Dagegen war das dicke Kind ein Zeichen des Wohlstands und damit der Tüchtigkeit der Familie. Genauso wurde die nicht berufstätige Mutter, angesehen dafür, offensichtlich von einem Mann geheiratet worden zu sein, der ihr ermöglichte, ihren Hausfrauen- und Mutterpflichten ohne die „Störung“ durch eigene Erwerbstätigkeit nachzukommen, sehr bald danach die minderwertige Variante der weiblichen Lebensform, so wie das übergewichtige Kind nun makelbehaftet war, als „Twiggy“, 1949 geboren, in den 60er Jahren das massiv untergewichtige Schönheitsideal verkörperte. Kinder der Nachkriegszeit erlebten also, dass das, was in ihrer Kindheit noch sozial erwünscht war, in ihrem Jugendalter sozial geringgeschätzt wurde. Eltern, die ihren Kindern das Lesen verboten hatten und versucht hatten, sie dick zu füttern, beklagten nun die Lesefaulheit derselben jungen Menschen, verboten ihnen im Jugendlichenalter das Fernsehen und schränkten das Nahrungsangebot für eben diese Kinder ein. Intellektuelle Bildung, in den ersten Nachkriegsjahren noch als wenig bedeutsam fürs (Über-)Leben eingeschätzt, wurde recht rasch erstrebenswert. Ein Kind zu haben, das „ins Gymnasium“ aufgenommen wurde, hob nun das Sozialprestige der Familie, wobei die Anforderung, bei körperlicher Arbeit tüchtig zu sein, für das Kind dadurch nicht aufgehoben, sondern um die Anforderung der guten Schulleistung erweitert wurde. So wuchsen Menschen in einer Welt auf, in der das, was in ihrer Kindheit erstrebenswert war, in ihrer Jugendzeit abgelehnt wurde, und sie nicht genügten, wenn sie sich entweder in der körperlichen Arbeit oder in der Lernleistung bewährten, sondern von ihnen erwartet wurde, immer beides in gleichem Maße zu erbringen. Die Kinder dieser Zeit fanden sich somit in einer Ausweglosigkeit aus der Minderwertigkeit wieder, da sie nie gut genug waren.

9 *Nachkriegskinder als Eltern in friedlichen Zeiten*

Mit diesem Selbstbild wurden sie nun Eltern, im Dilemma der Werte gefangen: Die Mütter der späten siebziger und der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren egoistische Rabenmütter, wenn sie einer Berufstätigkeit nachgingen und ihre Kinder noch vor dem Schuleintritt fremdbetreut waren, und das umso mehr, je mehr sie auch Freude an dieser Arbeit hatten, und waren nicht ernstzunehmende intellektuell verarmte, vom Ehemann abhängige Hausmütterchen, wenn sie bis zum Eintritt der Kinder in die Schule keinem Beruf nachgingen und danach nicht zumindest teilzeit erwerbstätig waren. Den Vätern erging es in der sozialen Wertschätzung nicht viel besser: Sie waren einerseits beauftragt, durch ihr Einkommen ihrer Familie einen höchstmöglichen Lebensstandard hinsichtlich der Statussymbole Wohnung, Freizeitaktivitäten, Auto und Reisen zu bieten, andererseits sollten sie für Frau und Kinder alltäglich präsent sein und an deren Leben aktiv teilhaben. Diese Erwachsenen blieben also das, was sie als Kinder gewesen waren: niemals gut genug.

Der Anstieg der Scheidungsrate ließ die Gruppe Alleinerziehender wachsen. Sie, die nicht aufgrund einer Witwenschaft, die ein sozial positiv konnotierter Familienstand war, sondern die in den Augen der Umwelt in der Lebensaufgabe Ehe versagt hatten, fanden sich im makelbehafteten Familienstand des oder der „Geschiedenen“ in einer Position wieder, denen seitens der verheirateten Geschlechtsgenossinnen und -genossen nicht selten das Misstrauen entgegenbracht wurde, ihnen den Ehepartner oder die Ehepartnerin abspenstig machen zu wollen. Verblieb Frau oder Mann aber in einer unglücklichen Ehe, so wurde ihr und ihm wiederum unterstellt, nicht mutig genug zu sein, sich ein selbständiges Leben zuzutrauen. Es ist zu überlegen, inwieweit die oft jahrelang andauernden strittigen Scheidungen nicht vielleicht auch den gesellschaftlichen Vorteil mit sich brachten und bringen, während der Dauer des Scheidungsprozesses doch noch einen Ehepartner vorweisen zu können, auch wenn man mit diesem im emotionalen und meist auch wirtschaftlichen Kriegszustand lebt. Kindliches Verhalten, das nicht den sozialen Erwartungen entsprach, wurde den alleinerziehenden Müttern von der Gesellschaft häufig durch das Fehlen des Vaters – „seiner starken Hand“ – erklärt. Die geschiedene Mutter hatte somit auch noch den Mangel zum Vorwurf, dass sie nur eine Mutter und nicht zugleich auch ein Vater war. Der wesentlich kleineren Gruppe der alleinerziehenden Väter ging es nicht besser, da die Umwelt Perfektionsmängel der Kinder in Leistung und Verhalten der fehlenden mütterlichen Liebe zuschrieb, die auch der liebevollste Vater nie erbringen kann.

Die europäische politisch linksgerichtete Studentenbewegung der 1968er setzte bisherige Regeln und Normen außer Kraft, enttabuisierte die Sexualität und stellte die traditionelle Familienform in Frage. Mit der sexuellen Befreiung, die erst durch die hormonelle orale Kontrazeption („Anti-Baby-Pille“) auch für Frauen lebbar wurde, drehte sich diese Werthaltung in studentischen Kreisen ins Gegenteil: Einer der Glaubenssätze der Studentenbewegung der 68er war: „Wer mehrmals mit derselben pennt, gehört zum Establishment“.

Die Arbeiterklasse war von diesen Änderungen allerdings nur wenig berührt, was eine neue Form der Entfremdung zwischen den sozialen Schichten hervorrief und eine neue Unterscheidung zwischen Gesellschaftsschichten präsent machte: Das „Establishment“ und die Mitglieder der 68er Bewegung schauten wechselseitig verächtlich aufeinander herab. Bis dahin war man sich hinsichtlich der Wertvorstellung einig: Für die Arbeiterfrau, die Bürgersfrau und die Aristokratin der Monarchie und deren Ehemänner war die eheliche Treue und die Jungfräulichkeit der Frau bis zur Ehe erwünscht. Das nicht in aufrechter Ehe geborene, also uneheliche oder außereheliche Kind war ein durch den Familienstand der Eltern bereits zum Zeitpunkt seiner Geburt sozial diskriminiertes. Dem entgegen standen die Wertvorstellungen der „68er-Eltern“, die das traditionelle Bild der Familie als rückschrittliche Lebensform, die die Freiheit des Individuums behinderte, strikt ablehnten. Langfristige partnerschaftliche Bindungen wurden als „minderwertige Form“ des Zusammenlebens geächtet. Doch die Mehrheit der Bevölkerung bevorzugte, die sexuelle Freiheit in eine partnerschaftliche Beziehung zu integrieren.

10 *Die neuen Väter*

Die Rolle des Mannes und daher auch des Vaters im Aufwachsen des Kindes hat sich in der westlichen Welt im Zuge der historischen Ereignisse in den letzten etwa 100 Jahren grundlegend gewandelt. Die Männer des vorigen Jahrhunderts waren über die Generationen kriegstraumatisiert: Väter der Kinder in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die 1914 bereits erwachsen waren, waren als Soldaten im ersten Weltkrieg für „Gott, Kaiser und Vaterland“, im zweiten Weltkrieg für „Führer, Volk und Vaterland“ abwesend von ihrer Familie, wurden traumatisiert, und viele von ihnen sind nicht zu ihrer Familie zurückgekehrt. Dass nicht nur die Mutter, sondern auch der Vater für das gedeihliche Aufwachsen des Kindes anderes als die materielle Versorgung seiner Familie einbringt, ist erst in der Generation der Eltern von heute zur Selbstverständlichkeit geworden. Für ihre Väter war es noch eine Herausforderung und Anforderung, von der sich bei weitem nicht alle Väter betroffen fühlten – viele von ihnen wohl auch deswegen, weil sie sich ihr nicht gewachsen fühlten, entmutigt durch den Mythos, dass Frauen als Mütter geboren werden, Väter aber erst in Zuständigkeit für das Kind geraten, wenn es ein Lebensalter erreicht hat, in dem es um die Vermittlung von Grenzen einerseits, um Wissensweitergabe andererseits geht.

Väter heute haben kaum mehr Berührungspunkte gegenüber ihren Kindern im Säuglings- und Kleinstkindalter. Sie haben die Unterlegenheitsgefühle gegenüber den Müttern, die in der Generation davor noch die Regel waren, überwunden und werden dafür von der Generation ihrer Väter und Mütter mit Anerkennung bedacht, was eine neue Form der Überlegenheit der Väter von heute über ihre Väter bedeutet.

11 *Die Zukunft der Elternschaft: Kritikfähigkeit statt Gehorsam*

Das partnerschaftliche Verständnis von Elternschaft ist nicht die einzige Ebene der Überlegenheit der jungen Erwachsenen von heute über ihre Eltern. Sie sind weit weniger durch die Vorstellung, was „sich gehört“, in ihrer Kreativität eingeschränkt, sind mutiger, risikofreudiger und flexibler. Viele von ihnen haben Überlegenheit über beide ihrer Eltern zumeist bereits in der Jugend erfahren, wenn sie als „Digital Natives“ den Eltern technische Unterstützung bieten konnten. Die Welt, in der sie leben, ist eine andere als die, in der ihre Eltern aufgewachsen sind.

Ihre Welt hat andere Spielregeln, verlangt andere Fertigkeiten und andere Persönlichkeitseigenschaften. Sie brauchen nun für ihr Überleben und für eine erfüllende Lebensgestaltung eine Persönlichkeitseigenschaft, die noch in der Generation ihrer Eltern ein Schattendasein zu führen hatte und davor überhaupt verpönt war: die Kritikfähigkeit. Sie müssen zum Beispiel imstande sein, die Fülle und Vielfalt von Informationen, die ihnen über die neuen Medien zugänglich sind, auf ihren Wirklichkeitsgehalt zu prüfen, um nicht Manipulationen hilflos ausgeliefert zu sein. Sie müssen mit neuen Bedrohungen, zu denen ihnen ihre Eltern keine Erfahrungswerte liefern können, fertig werden, gegenüber völlig anderen Belastungen Resilienz entwickeln. Kritikfähigkeit verträgt sich nicht mit Gehorsam, sondern macht ihn zunichte.

Die Reste des Gehorsams, die nicht durch die Kritikfähigkeit ausgelöscht sind, sind Glutnester, die durch das Minderwertigkeitsgefühl am Glosen gehalten werden. Immer wieder angefacht werden sie durch die Idee, dass Gehorsam des Kindes notwendig ist, damit es sich bei Gefahren, die es selbst noch nicht abschätzen kann, nicht gefährdet, sondern den Anweisungen der Eltern widerspruchslos folgt. Dazu braucht es jedoch keinen Gehorsam als Auswirkung der Macht der Eltern: Vertrauen in die Eltern macht Gehorsam als Schutz vor Gefahren überflüssig, denn Kinder, die ihren Eltern vertrauen, befolgen die Anweisung der Eltern, vor einer roten Ampel stehen zu bleiben, auch wenn sie die Rechtfertigung für diese Anweisung nicht verstehen. Und vor komplexeren Gefahren schützt auch Gehorsam nicht. Wäre dem so, gäbe es weder Drogenabhängigkeit noch Kriminalität.

12 *Elternschaft heute: Gehorsam in der Maske der Perfektion*

Die Persönlichkeit der Eltern von heute ist eine andere als noch die ihrer Eltern war und unterscheidet sich grundlegend von der ihrer Großeltern. Die strukturelle Rigidität ist einer Flexibilität der Persönlichkeitsstruktur gewichen, die kommunikativer und damit stärker verbunden mit der sozialen Lebenswelt ist, aber auch durch diese Offenheit vulnerabler geworden ist, da mehr aus sich herauszugehen zugleich bedeutet, mehr in sich hineinzulassen. Die Psyche des Menschen wird durch die intensivierte Kommunikation der Innenwelt mit der Außenwelt „exzentrisch“ (Altmeyer, 2013) im Sinne von „aus dem Zentrum“ herausgehend, „die Ambivalenz im neuartigen Sozialcharakter, der

sich in dieser Lage herauszubilden beginnt, besteht in der Mischung von Offenheit und Labilität, von Beweglichkeit und Irritierbarkeit, von Freiheit und Störungsanfälligkeit“ (ebd., S. 19). Hier findet sich eine klare Parallele zum neurobiologischen Wissensinhalt, dass die Störbarkeit eines Organismus, im konkreten Zusammenhang des Gehirns, gleichbedeutend ist mit einem Potential der Adaptionfähigkeit an neue Umweltgegebenheiten, die sich auch in der Evolution wiederfinden lässt und durch die neurowissenschaftlichen Forschungen zum intrauterinen Lernen Bestätigung findet (Krens & Hüther, 2005).

Dass Intersubjektivität und Relationalität, soziale Bezogenheit und Reflexivität das grundlegende Konzept der menschlichen Psyche ist, hat die moderne Säuglingsforschung umfangreich bestätigt, mit der sich die Vorstellung des passiv-rezipierenden Säuglings zum Wissen um den Säugling als kommunikatives Wesen, das in ständigem Austausch mit seiner Umwelt beziehungskompetent auf soziale Resonanz orientiert ist, gewandelt hat (vgl. Dornes, 1993; Altmeyer, 2013). Die Säuglingsforschung führt damit Adlers Beschreibung des „Zärtlichkeitsbedürfnisses des Kindes“ (Adler, 1908d), das bereits vor mehr als 100 Jahren eben diese Suche nach sozialer Resonanz meint, weiter.

Damit sich die Eltern von heute und ihre Kinder in der Sehnsucht nach sozialer Resonanz den Generationen davor gleich, aber anders insofern, als „sich die zeitgenössische Psyche auf den Weg gemacht hat, den mentalen Innenraum zu verlassen und buchstäblich aus sich herausgehen: Einerseits vom eigenen Unbewussten getrieben, andererseits von der globalen Kommunikationsgesellschaft dazu eingeladen, wagt sie sich auf die Interaktionsfelder der sozialen Wirklichkeit und entdeckt die ganze Welt als Resonanzkörper“ (Altmeyer, 2013, S.22).

Und hier kommen nun auch die neuen Medien zum Tragen, da sie „an einer entwicklungspsychologisch frühen Erfahrung andocken, die bereits das elementare Verhältnis des Säuglings zu seiner Umwelt prägt, an einer sozialen Resonanzerfahrung, deren überlebenswichtige und identitätsstiftende Funktion die empirische Säuglingsforschung eindrücklich nachgewiesen hat: von seinen Bezugspersonen gesehen, beachtet und anerkannt zu werden“ (ebd., S. 20/21). Aus sich herauszugehen und sich in der Welt der Social Media sichtbar zu machen, bedeutet also, für das soziale Umfeld in geographischer Unbegrenztheit sichtbar zu werden, und die „likes“ prolongieren oder auch substituieren den „Glanz in den Augen der Mutter“ (Winnicott, 1974).

Die Anerkennung, dass die frühen Beziehungserfahrungen den Charakter des Menschen nachhaltig formen, hat sich zwar bis heute noch nicht bei allen Eltern durchgesetzt, auch nicht bei allen Eltern aus bildungsnahen Gesellschaftsschichten. Bei den Eltern, die sich dessen bewusst sind, löst sie aber den Anspruch aus, ihren Kindern eine perfekte Erziehung zu bieten. Eltern von heute sind in den Werten ihrer Erziehungshaltung sowohl innerhalb der Familie zwischen den Generationen als auch

im Hinblick des sozioökonomischen Status vergleichbaren sozialen Umfeld dabei aber hochgradig divers: Die „Helicopter-Mum“, die ihre Kinder permanent überwacht und ihnen überbehütend die Erfahrung der Selbstwirksamkeit beschneidet, trifft spätestens im Kindergarten auf die Mutter, deren Werthaltung in der Erziehung der Selbstverantwortlichkeit des Kindes die höchste Priorität zuordnet.

Das Streben, die eigene Person in möglichst vielen Dimensionen zu optimieren bzw. zu perfektionieren, ist eine neue Form des Gehorsams, der sich hinter der Maske des Perfektionsstrebens verbirgt, das sich auch auf die Elternschaft bezieht. Auf der Suche nach Anleitung und Rat, wie Erziehung perfekt zu gestalten ist, sehen sich Eltern allerdings mit Cassandra-Rufen konfrontiert, die einen Verfall der kindlichen Entwicklung konstatieren, zu dem vor allem der Medienkonsum als Verursacher angeklagt wird – und damit wieder die Eltern, die hier Vorbilder sind und keine adäquaten Grenzen durchsetzen. Fundiert relativiert Dornes die aktuellen pessimistischen Zukunftsperspektiven eines „Verfallspanoramas“, begleitet von einem erfrischenden historischen Rückblick auf die Widerstände gegen Neuerungen, wie es sich seit Platons Warnung, dass die Schrift die Faulheit unterstütze, da nun nicht mehr auswendig gelernt werden muss, wiederholt (Dornes, 2012).

Kinder waren und sind weiterhin wesentliche Beiträge zum Selbstwert oder Minderwertigkeitsgefühl ihrer Eltern. Das Konzept der „good enough mother“ (Winnicott, 1965), deren Feinfühligkeit für die kindlichen Bedürfnisse ausschlaggebend für eine förderliche Erziehung ist, wäre geeignet, hier eine Entlastung vom Perfektionsanspruch der Eltern an sich selbst, für den das Kind die Beweisführung der Erfüllung anzutreten hat, zu bewirken. Sie lässt aber doch einen weiten Interpretationsspielraum, in dem das Kind aus der Verantwortlichkeit für die Selbstbestätigung der Mutter bzw. nun auch des Vaters, gut genug zu sein, noch nicht entlassen ist.

Eltern heute laufen Gefahr, mit anderen Eltern zu wetteifern, wenn es um das Entwicklungstempo ihrer Kinder geht. Früher sauber zu werden als die Kinder im Freundes- und Bekanntenkreis, früher zu sprechen, selbstbewusster, zufriedener und ausgeglichener zu sein, sich durch hohe soziale Kompetenz, Durchsetzungsfähigkeit, Kreativität, Selbständigkeit und möglichst auch Mehrsprachigkeit von den Kindern anderer Familien zu unterscheiden und dazu auch noch glücklich zu sein ist die neue Form des kindlichen Gehorsams, der den verunsicherten Eltern Perfektion in Sachen Erziehungskunst zu bestätigen hat. Abweichungen von der Perfektion werden von den Eltern heute als Beschämung erlebt, weil sie sie als minderwertige Versager in der Aufgabe der Elternschaft ausweisen. Das macht Eltern zwar bereiter denn je, Ratgeber in Anspruch zu nehmen, die wiederum widersprüchliche Vorgaben liefern, aber auch offener, professionelle Hilfe zu suchen. Jedoch lässt der Anspruch an die Perfektion als Erziehungsperson das Ziel dieser Unterstützung in der Optimierung des Kindes definieren – oft unausgesprochen, zumeist aber unbewusst. Es ist an der Zeit, dass „good enough parents“ mit dem „good enough child“ zufrieden sind.

Eva Ferguson-Dreikurs, deren wissenschaftliche Tätigkeit umfangreiche Forschungsarbeit zur Elternschaft im Sinne von „parenting“ aufweist, fasst in ihrer Antwort auf meine Frage nach dem Erzie-

hungsstil ihres Vaters Rudolf Dreikurs zusammen, was gelingende Elternschaft ausmacht: „very supportive, kind and encouraging“ (persönliche Mitteilung, 27.4.2018).

Literatur

- Adler, Alfred (1904a). Der Arzt als Erzieher. In Almuth Bruder-Bezzel (Hrsg.), *Persönlichkeit und neurotische Entwicklung. Frühe Schriften (1904-1912). Alfred Adler Studienausgabe* (Bd. 1, S. 25-34). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007.
- Adler, Alfred (1908d). Das Zärtlichkeitsbedürfnis des Kindes. In Almuth Bruder-Bezzel (Hrsg.), *Persönlichkeit und neurotische Entwicklung. Frühe Schriften (1904-1912). Alfred Adler Studienausgabe* (Bd. 1, S. 77-81). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007.
- Adler, Alfred (1912f). Zur Erziehung der Eltern. In Almuth Bruder-Bezzel (Hrsg.), *Persönlichkeit und neurotische Entwicklung. Frühe Schriften (1904-1912). Alfred Adler Studienausgabe* (Bd. 1, S. 223-236). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007.
- Adler, Alfred (1918d). Über individualpsychologische Erziehung. In Wilfried Datler, Johannes Gstach, & Michael Wininger (Hrsg.), *Schriften zur Erziehung und Erziehungsberatung (1913-1937). Alfred Adler Studienausgabe* (Bd. 4, S. 76-86). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009.
- Adler, Alfred (1930a). Kindererziehung. In Wilfried Datler, Johannes Gstach, & Michael Wininger (Hrsg.), *Schriften zur Erziehung und Erziehungsberatung (1913-1937). Alfred Adler Studienausgabe* (Bd. 4, S. 203-273). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009.
- Adler, Alfred (1933b). Der Sinn des Lebens. In Reinhard Brunner, & Roland Wiegand (Hrsg.), *Alfred Adler Studienausgabe* (Bd. 6, S. 25-176). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008.
- Adler, Alfred, & Furtmüller, C. (Hrsg.). (1928 [1913]). *Heilen und Bilden. Ein Buch der Erziehungskunst für Ärzte und Pädagogen* (3. Ausg.). München: Bergmann.
- Altmeyer, Martin (2013). Die exzentrische Psyche. Zur zeitgenössischen Neigung des Seelenlebens, aus sich herauszugehen und zu zeigen, was in ihm steckt. *Forum Psychoanalyse* (29), S. 1-26. doi:10.1007/s00451-013-0133-4
- Bowlby, John (2005 [1953]). *Frühe Bindung und kindliche Entwicklung (Orig.: Child Care and Growth of Love. 2nd Ed., Penguin Books, 1953., München: Ernst Reinhardt.*
- Dornes, M. (1993). *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Dornes, M. (2012). *Die Modernisierung der Seele: Kind-Familie-Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Dreikurs, Rudolf, & Soltz, Vicky (1966). *Kinder fordern uns heraus. Wie erziehen wir sie zeitgemäß? (engl. Original: Children: The Challenge, 1964)* (21. Ausg.). Stuttgart: Klett-Cotta 2017.
- Ferguson-Dreikurs, Eva (2010). Adler's innovative contributions regarding the need to belong. *The Journal of Individual Psychology* 66(1), S. 1-7.
- Freud, Sigmund (1933a). Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Band XV. Kapitel 6. In *Gesammelte Werke* (9. Ausg.). Frankfurt am Main: Fischer 1996.
- Friedrich, Max H. (2003). *Kinder ins Leben begleiten*. Wien: öbv&hpt.

- Goethe, von, Johann Wolfgang (1774). *Die Leiden des jungen Werthers* (Goethe Gesamtausgabe Band 8). Frankfurt am Main: Deutscher Klassikerverlag 1994.
- Gruen, Arno (2000). *Der Fremde in uns*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Gruen, Arno (2002). *Der Kampf um die Demokratie. Der Extremismus, die Gewalt und der Terror*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Gruen, Arno (2003). *Die Konsequenzen des Gehorsams für die Entwicklung von Identität und Kreativität [DVD]*. Müllheim: Auditorium Netzwerk.
- Hannich, Hans-Joachim (2018). *Individualpsychologie nach Alfred Adler*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Hüther, Gerald (2005). *Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn* (1. Ausgabe 2001, 5. Ausg.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kaminski, Katharina (2002). Alexandra Adler - ihr Weg zwischen Neurologie und Individualpsychologie. In Alfred Lévy, & Gerald Mackenthun (Hrsg.), *Gestalten um Alfred Adler. Pioniere der Individualpsychologie* (S. 7-26). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Kant, Immanuel (1802). *AA IX : Logik - Physische Geographie. Pädagogik*. Abgerufen am 29. 04 2018 von korporAlfredorg: <https://korporazim.uni-duisburg-essen.de/kant/aa09/448.html>
- Krens, Inge, & Hüther, Gerald (2005). *Das Geheimnis der ersten neun Monate. Unsere frühesten Prägungen*. Düsseldorf, Zürich: Walter.
- Kronberger, Marie-Luise (2007). Krankengeschichten und Diagnosen. In Ernst Berger, & Else Rieger (Hrsg.), *Verfolgte Kindheit. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung* (S. 335-346). Wien: Böhlau.
- Landgrebe, Christiane (2004). *"Ich bin nicht käuflich": Das Leben des Jean-Jacques Rousseau*. Weinheim: Beltz.
- Mackenthun, Gerald (Hrsg.). (2015). *Alfred Adler - wie wir ihn kannten*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Manaster, Jane (2015). Alfred Adler: eine kurze Biografie. In Gerald Mackenthun (Hrsg.), *Alfred Adler - wie wir ihn kannten* (S. 16-21). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Milgram, Stanley (1963). Behavioral Study of obedience. *The Journal of Abnormal and Social Psychology*, 67(4), S. 371-378. doi:dx.doi.org/10.1037/h0040525
- Nicolai, Friedrich (1775). *Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes*. Stuttgart: Klett 1980.
- Sindelar, Brigitte (2011a). Die neuen Kinderkrankheiten - Heilen und Bilden? In Bernd Rieken (Hrsg.), *Alfred Adler heute - Zur Aktualität der Individualpsychologie* (S. 195 - 206). Münster: Waxmann.
- Sindelar, Brigitte (2011b). Kriterien psychischer Gesundheit. In Bernd Rieken, Brigitte Sindelar, & Thomas Stephenson, *Psychoanalytische Individualpsychologie in Theorie und Praxis. Psychotherapie, Pädagogik, Gesellschaft* (S. 87-95). Wien New York: Springer.

Sindelar, Brigitte (2017). Zukunftsdenken in der Entwicklungspsychologie, der Pädagogischen Psychologie und der psychosozialen Prävention. In Reinhold Popp, Bernd Rieken, & Brigitte Sindelar, *Zukunftsforschung und Psychodynamik. Zukunftsdenken zwischen Angst und Zuversicht. Reihe Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, Band 21 (Hrsg: Bernd Rieken)* (Bd. 21, S. 75-95). Münster: Waxmann.

Spiel, Oskar (1947). *Am Schaltbrett der Erziehung*. Wien: Empirie-Verlag 1979.

Winnicott, Donald Woods (1965). *The Family and Individual Development*. London: Tavistock Publications.

Winnicott, Donald Woods (1974). Die Spiegelfunktion von Mutter und Familie in der kindlichen Entwicklung. In Donald Woods Winnicott (Hrsg.), *Vom Spiel zur Kreativität* (S. 128-135). Stuttgart: Klett-Cotta.

Autorin

Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Brigitte Sindelar

brigitte.sindelar@sfu.ac.at

Sigmund Freud PrivatUniversität Wien

Freudplatz 1, 1020 Wien

Klinische Psychologin

Psychotherapeutin

Lehrtherapeutin im Fachspezifikum Individualpsychologie der SFU

Vizerektorin für Forschung